

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Der Ankläger von Straßburg.

Historische Novelle von Max Ring.

(Schluß.)

„Soll ich ihm den Kopf abschneiden?“ fragte der Scharfrichter mit heiserer Stimme, indem er mit schrecklichem Grinsen das rothe Gesicht verzerrte und mit seiner Hand die entsprechende Bewegung machte.

„Schütze ihn!“ flehte Marie den Volksvertreter an, von innigem Mitgefühl bewegt. „Der Himmel will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bereut.“

„Er hat zwar hundertfach den Tod verdient“, versetzte Saint-Just streng, aber ich habe kein Recht dazu, nur der Convent kann und muß das Urtheil fällen.“

„Zur Guillotine! Zur Guillotine!“ brauste es von Neuem immer lauter, immer drohender.

„Hörst Du das Rasen des Volkes?“ mahnte der besorgte Lebas. „Wenn Du es nicht beschwichtigst, so wird es die Geduld verlieren und das Opfer der Gerechtigkeit mit eigener Hand zerreißen. Du mußt augenblicklich etwas thun, um die gerechte Rache zu befriedigen.“

„Wohlan!“ befahl Saint-Just mit lauter Stimme. „Führt ihn zur Guillotine! Dort mag er zwei Stunden ausgestellt bleiben und alle Qualen seiner unschuldigen Opfer im Geiste dulden. Das soll zunächst seine Strafe sein, über deren ferneres Maß einzig und allein das Gesetz zu bestimmen hat.“

„Es lebe Saint-Just!“ schrie die leicht bewegte Menge. „Es lebe der Vertreter des Volkes, der Schutz der Gerechtigkeit! Hoch Marie Grüner, die Straßburg von dem Tyrannen befreite! Hoch die schöne, die reine, die muthige Jungfrau!“

Während so das Volk ihr zujuchzte, sank sie weinend in die Arme ihres Vaters, erschöpft von der überstandenen Aufregung, das Herz zerrissen von den widersprechendsten Empfindungen, von Lust und Qual, von Freude und Trauer, von Jubel und Jammer, von Abscheu und Mitleid, wie ein zartes Blatt vom Sturm gepeitscht.

Länger vermochte sie nicht, das Schauspiel zu ertragen; eine wohlthätige Ohnmacht entrückte sie den folgenden Scenen. Sie sah nicht mehr, wie der Scharfrichter mit seinen rohen Fäusten den unglücklichen Eulogius ergriff und unter dem Jauchzen und Beifallklatschen der Menge mit sich fortzuschleppte, begleitet von dem zahlreichen Gefindel, das sonst dem gefürchteten Ankläger entgegenjubelte.

Auf dem größten öffentlichen Platz der Stadt

stand ein niedriges, nur einige Fuß hohes Gerüst von roth angestrichenen Brettern; darüber erhoben sich gleich drohenden Mörderarmen zwei Balken, zwischen denen das verhängnißvolle Beil blühte.

Hier auf der blutgetränkten Bühne, umschwebt von den Geistern der von ihm Gemordeten, von den bleichen Schatten seiner Opfer, von den grauenvollen Erinnerungen und von den noch entsetzlicheren Mahnungen seines Gewissens, duldete Eulogius eine Strafe, die ihm grausamer als der Tod erschien.

Rings um die Guillotine, auf der er ausgestellt war, drängte sich Kopf an Kopf die wilde Menge, der entmenschte Pöbel, sich an der Qual, an der Furcht des gefallenen Tyrannen weidend. Von allen Seiten tönten ihm jetzt Flüche und Verwünschungen entgegen, verfolgte ihn der Hohn des Gefindels, aber auch manche leider nur zu gerechte Klage.

„Run bist Du, wo Du hingehörst!“ schrie der zerlumpfte Arbeiter. „Jetzt weißt Du, wie den armen Teufeln zu Muth ist, die Du hierher geschickt.“

„Kennst Du mich?“ rief eine bleiche Frau, aus deren blutlosem Gesicht ein unaussprechlicher Haß hervorbrach. „Du erinnerst Dich nicht mehr an die Stunde, wo ich knieend mich zu Deinen Füßen wie ein Wurm krümmte und um das Leben meines Mannes im Namen meiner vier unschuldigen Kinder flehte. Ungeheuer! Sein Blut klebt noch an Deinen verfluchten Händen!“

„Und meine Mutter, meine arme alte Mutter!“ klagte ein kräftiger Mann und ballte seine Faust. „Was hat Dir das gute Weib gethan, die keine Fliege zu kränken vermochte? Weil sie einem halbverhungerten österreichischen Kriegsgefangenen ein Stück Brod reichte, als er verschmachtend vor ihrer Thüre niedersank, hast Du sie angeklagt und auf die Guillotine geschickt.“

„Nieder mit dem Scheusal!“ rief der Haufe, knirschend vor Wuth.

Bleich, zitternd, das häßliche Gesicht von Furcht entstellt, mit eingefallenen Augen, die an sich schon klein, jetzt fast gänzlich verschwunden schienen, klammerte sich Eulogius an den verabscheuten Henker an, erliegend unter der Last dieser Beschuldigungen, von Todesangst gepackt, von eisiger Kälte geschüttelt. Um seine Qual noch zu steigern, fiel ein bis auf die Haut dringender Regen vom Himmel herab, gegen den ihn seine leichte Kleidung nicht zu schützen vermochte.

Trotzdem es bereits dunkelte, wollte die Menge das ihr gebotene Schauspiel keineswegs aufgeben und durch die eingetretene Finsterniß verlieren. Aus den

benachbarten Häusern wurden Laternen und Fackeln herbeigeholt und mit Absicht zum Hohne des Verurtheilten eine wahrhaft glänzende Illumination des Blutgerüsts improvisirt.

„Das geschieht Dir zu Ehren“, spottete ein Arbeiter. „Wir feiern Deine Hochzeit.“

„Ein schöner Bräutigam!“ rief die blasse Frau. „Schon wartet die Braut auf seine Umarmung. Weißt Du, wie sie heißt? Die Guillotine, die Guillotine!“

„Die Guillotine, die Guillotine!“ wiederholte der Chor lachend und jauchzend gleich den losgelassenen Geistern der Hölle.

Zugleich reichten sich Männer, Frauen, Mädchen und Kinder die Hände zu einem furchtbaren Reigen, indem sie laut das Lied „Ca ira“ anstimmten und wie eine Schaar entfesselter Dämonen und Furien der Unterwelt das Blutgerüst und das darauf ausgestellte Opfer umtanzten, beleuchtet von den rothen gespenstischen Flammen der Fackeln und Beckpfannen.

Zwei Stunden, die ihm länger als eine Ewigkeit dünkten, hatte das Schauspiel gedauert, ehe er erlöst wurde und das Gefängniß ihn aufnahm, welches ihm dagegen wie ein Paradies erschien. Am nächsten Morgen wurde er auf Befehl von Saint-Just unter sicherer Bewachung nach Paris gebracht, wo er verurtheilt und hingerichtet wurde. Der „Moniteur“ veröffentlichte das betreffende Erkenntniß, welches folgendermaßen lautete:

„Eulogius Schneider von Bipsfeld, hingerichtet den 12. Germanial des Jahres II (1. April 1794,) überführt, durch unmoralische Erpressungen und grausame Bedrückungen, durch blutigen Mißbrauch des Namens und der Macht der Republik unterdrückt, bestohlen, getödtet und beraubt zu haben die Ehre, das Glück und die Ruhe zahlloser Familien.“

Auch der fanatische, aber edle Saint-Just wurde in den Sturz seines Freundes Robespierre verwickelt und mit diesem zugleich von den Wogen der Revolution verschlungen. Glücklicher dagegen gestaltete sich das Geschick des würdigen Grüner und seiner schönen, muthigen Tochter. Unangefochten lebten sie auf ihrer friedlichen Besizung, nachdem der Sturm der Revolution sich gelegt hatte.

Einige Monate nach jenen erschütternden Ereignissen saß die holde Marie mit ihren Eltern an einem milden Frühlingstage in der Vorhalle und genoß das Schauspiel der wiedererwachten Natur. Die Saaten grüntem, die Vögel sangen in den frisch belaubten Bäumen, die Sonne leuchtete am blauen, wolkenlosen Himmel und neue Hoffnung, lebensfreundige Gefühle zogen mit dem jungen Lenz in die geprüften und geprobten Herzen.

Die Herrschaft des Schreckens hatte in Frankreich ein Ende erreicht. Die Ordnung war wieder hergestellt, und nicht länger bedrohte eine despotische Regierung im Namen der entweiheten Freiheit das Leben und Eigenthum der Bürger. Auch der blutige Krieg hatte aufgehört, der Friede wurde geschlossen und die tapferen Verteidiger des Landes kehrten zu dem häuslichen Heerd in ihre Heimath zurück.

Unter den Klängen der Marseillaise zog eine Schaar entlassener Soldaten, die Hüte mit frischem

Laub bekränzt, durch das stille Dorf, dessen Bewohner von allen Seiten herbeistürzten, um ihre Väter, Söhne und Brüder zu begrüßen.

Bei diesem ergreifenden Schauspiel konnte Marie nicht die hervorströmenden Thränen unterdrücken. Die heilende Gewalt der Zeit hatte zwar ihren Schmerz gemildert, ihre Trauer besänftigt, aber nicht die Erinnerung an den Freund ihrer Jugend, an den Geliebten ihrer Seele verwischt.

Jetzt gedachte sie des Entrissenen mit stiller Behemuth, mit wieder erwachter Sehnsucht lebhafter als je, da sie ihn nie vergessen konnte, obgleich sie seit ihrer Trennung keine Nachrichten von ihm erhalten hatte. Nur aus Briefen an seine Mutter, mit der sie nach wie vor auf das Innigste verkehrte, erfuhr sie, daß er tapfer gekämpft und wegen seines bewiesenen Muthes zum Offizier befördert worden war.

Aber seit einiger Zeit schwiegen alle Nachrichten von Hermann, und selbst seine Mutter hielt ihn für verloren und beweinte seinen Tod, während Marie sich als die Ursache seines frühen, wenn auch ruhmvollen Scheidens anklagte. Sie hatte den Eid der Treue ihm gebrochen; um ihren Vater zu retten, ihn der Verzweiflung preisgegeben, den Haß und die Verfolgung des verabscheuten Nebenbuhlers ihm zugezogen.

Bei dem Anblick der heimkehrenden Krieger brachen die alten Wunden wieder auf; sie vermochte nicht die allgemeine Freude zu theilen, weshalb sie die Vorhalle verließ und sich in ihre Stube zurückzog, um den Verlorenen im Stillen, fern von den Augen der bekümmerten Eltern, zu beweinen.

Von Gram erfüllt, von Reue bestürmt, sank sie auf ihr Lager nieder, aufgelöst in bitterem Schmerz, in qualvoller Trauer, bis sich der wohlthätige Schummer auf ihre gerötheten Augen niederließ und sie von ihren Leiden wenigstens auf kurze Zeit erlöste. Aber selbst im Traum verließ sie nicht das Bild des Geliebten. Sie sah ihn mitten im Schlachtgewühl, von einer feindlichen Kugel durchbohrt, sterbend in seinem Blute niedersinken.

Mit einem lauten Schrei erwachte sie, aber sie glaubte noch immer zu träumen. Vor ihren Augen stand Hermann, oder war es sein Geist, der die Arme ihr entgegenbreitete?

„Marie!“ rief laut und vernehmlich seine ihr nur allzu bekannte Stimme.

„Ich komme“, versetzte sie, von ihrem Lager wild emporfahrend. „Dein im Leben wie im Tode. Keine Gewalt der Erde kann uns trennen.“

„Keine Gewalt der Erde soll uns trennen“, wiederholte er feierlich. „Aber ich lebe, ich bin nicht todt, kein Geist, sondern Dein Freund, Dein Geliebter, glücklich aus dem Krieg, wenn auch als Invalide, zurückgekehrt, und ehrenvoll entlassen.“

Noch zweifelte sie an seinen Worten, an ihrem Glück, aber seine Arme umschlangen sie und seine Küsse überzeugten und belehrten sie, daß das Alles kein Traum, keine Täuschung sei.

In der Thür aber standen die Eltern und segneten still die glücklichen, für immer vereinten Liebenden.

Land
begeif
Arme
währ
„Buc
schon
sonde
König
seiner
haltv

Hülle
Adel
Wort
da w
der
Equi
Dage
„Kre
und
Ehre
Hau
wohl
aber
wend
wie
ein
und
Obje
höch
litera
Aller
leicht
Scha
Tage
höre
so d
deutl

aben
Gen
einer
in d
Blat
das
baar
jäh
gena
fond
aus
verr
habe
gefes
caut
hint

Gen

Berliner Briefe.

In vergangener Woche starb hier der im Preußenlande wohlbekannte Hofrath George Hesel, der begeistert: Dichter von Preußens Adel und Preußens Armee, der treue Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ während mehrerer Decennien. Sein volkstümliches „Buch vom Grafen Bismarck“ allein sichert ihm schon ein bleibendes Andenken nicht nur im preussischen, sondern im gesammten deutschen Volke. Auch den König Albert von Sachsen feierte der Berewigte seinerzeit als „Sieger von Beaumont“ in dem gehaltenen Gedichte:

„Ein Herzog zu Sachsen geboren,
Er zog dem Heere voran,
Laut pocht an des Feindes Thoren
Der Sohn vom König Johann.“

Als aber am 28. vorigen Monats die sterbliche Hülle jenes Mannes, der das Lob von Preußens Adel und Preußens Heer gesungen und mit begeisterten Worten der Hohenzollern Hof verherrlichte allezeit, da war vom preussischen Hofe, vom Adel und von der Armee Niemand weiter erschienen, als — die Equipage des Grafen Stillfried und ein Offizier. Dagegen erwiesen die Redaktionsmitglieder der „Kreuzzeitung“, einige liberale Schriftsteller, Künstler und die Freunde dem Heimgegangenen die letzte Ehre. Das sprichwörtlich gewordene „Dank vom Hause Oesterreich“ läßt sich, wie Figura zeigt, recht wohl auch auf andere „Häuser“, im Allgemeinen aber auf unsere Zeit und Generation überhaupt anwenden. Sie ist der Dichtkunst und ihren Jüngern wie jedem idealistischen Streben durchaus abhold und ein tochter Dichter vollends und sei er selbst „Hof-“ und Volksdichter gewesen, für sie keineswegs ein Object, das irgend welche Beachtung verdient, höchstens bildet seine Hinterlassenschaft für die literarischen Resurrectionisten, mit der speculativen Allerweltserbin Yvonnilla Assing an der Spitze, vielleicht eine neue Verlags- und Gewinnquelle. Der Schacher und der Mammon sind die Götter des Tages und seine Jünger beziehentlich Besizer gehören, wenn auch noch nicht zu den „bestverkauften“, so doch zu den einflussreichsten Männern im neuen deutschen Reich.

Großes Aufsehen erregt die am vorigen Sonnabend hier stattgefundene Verhaftung des angeblichen Generalconsuls Charles de Hoffmann und die durch einen Criminal-Inspector vorgenommene Haussuchung in der im Fürst Blücher'schen Palais am Pariser Platz gelegenen Wohnung des Genannten, die u. A. das interessante Resultat lieferte, daß Hoffmann an baarer Casse nur 9 Thaler, gerade ~~1000~~ seines jährlichen Miethzinses, besaß. Hoffmann, der nach genauen Recherchen weder adlig noch Generalconsul, sondern ein Glasergeselle aus Karlsbad ist, soll, wie aus London hierher berichtet wurde, mit einem hochverrätherischen, ultramontanen Comitee conspirirt haben; er ist jedoch vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt worden und zwar auf Grund einer Geldcaution, die ein hiesiger Börsennotador für ihn hinterlegte.

Diese Metamorphose vom Glasergesellen in Generalconsul erinnert an einige andere Verwand-

lungen auf Berliner Boden. Kürzlich interessirten sich hier die Blätter viel für die am hiesigen Opernhaus gastirende „junge“ Sängerin „Fräulein“ Marion. Die Dame war aber Niemand anders als die ehemalige Opersoubrette Frä. Müller, vor etwa 10 Jahren am Wieckbadener Theater, später als „Frau Brühl“ in Köln und Stuttgart engagirt, dann nach der Scheidung von ihrem ersten Manne und der Heirath mit dem Ingenieur Marion Sängerin an belgischen Bühnen, von dort kam „Frau Marion“ nach Deutschland (Darmstadt) zurück; hier in Berlin trat sie wieder als „Fräulein“ auf und enthielt sich vor allem durch ihre jugendliche Frische. Welche Elasticität! Auch in der hiesigen Journallistenwelt giebt es ein derartiges auch den Dresdnern wohlbekanntes glücklich geartetes Menschenkind und das ist der ehemalige Redacteur des Dresdner Curier, „Dr. Eduard Löwenthal“. Nachdem derselbe von Dresden aus sich in die freie Schweiz zurück concentrirt und dort die socialdemokratische Zeitschrift „Die Tagwacht“ redigirt hatte, kehrte er nach Berlin zurück und ist jetzt Chefredacteur der national gehaltenen „Neuen freien Zeitung“ mit dem Witzblatte „Kumor“. Erst sächsisch lokal, dann socialdemokratisch und jetzt national, und Alles ohne Hexerei!

Am vorigen Donnerstage fand im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die 81. Vorstellung von „Mamsell Angot“ statt und zwar zum Benefiz für Herrn Adolphi. Die Vorstellung war sehr gut besucht, Beweis genug, daß dieses Stück hier noch immer seine Anziehungskraft ausübt. In Dresden scheint man es wohl kaum bis zur 25. Repetition zu bringen; die „Mamsell“ ist für das heutige Dresden wohl etwas — zu frei und das im Wallnertheater XMal hintereinander gegebene Stück „Die Theaterprinzessin“ würde in Elbflorenz wohl besser gefallen, sei's auch nur wegen der darin dem Zuschauer vorgeführten überaus lustigen Bühnengeheimnisse, sowie den gegebenen Enthüllungen über Theatermaschinerie und dergl. mehr. Wie ich höre, soll Director Resmüller das hübsche Stück erworben haben und dasselbe auf seinem Sommertheater zur Aufführung bringen wollen.

Zum Schluß noch einige Notizen über die neuesten hier ausgestellten Merkwürdigkeiten. Unter den Linden werden jetzt — erschrecken Sie nicht! — wohl dreißig und abgerichtete Fröhe gezeigt und die leichtfüßigen Burschen zeigen alle jene Gewandtheit und Disciplin, die ihnen schon der alte Fischart in seinem ergötzlichen Epos „Flöhhaß — Weibertrag“ vor einigen hundert Jahren nachgerühmt hat. Sie drehen ein „Caroussel“, darin ihre Genossen sitzen, fahren einen Wagen, stehen auf Commando still u.; eine lustige und seltsame Comödie.

Die zweite Rarität wird in einem Locale der Dresdner Straße gezeigt und zwar unter dem Aushängeschild: „Die schöne Sächsin“. Schön ist die Riesendame, denn eine solche ist das in Rede stehende Femininum, nun gerade nicht, aber dick, entseßlich dick ist sie und aus Sachsen scheint sie, der Sprache nach, auch zu sein. Ihr Oberarm hat einen Umfang von vollen 60 Zoll und die in entsprechendem Maßstabe entwickelten Formen der Dame zeigen wirklich

mehr als Pekubus Fälle. Uebrigens hat „die schöne Sächsin“ viel Zuspruch und selbst hier in Berlin, wo doch schon manche Riesenschönheit ihre Glieder reckte, wird sie als Fett-Unicum anerkannt und angestaunt.

Dr. A.

Mannichfaltiges.

Das Wagner-Unternehmen in Bayreuth ist (wie das „Mannh. Journ.“ „officiell“ mittheilt) gesichert. Dem Unternehmen ist ein bedeutender Credit gewährt worden und die Arbeiten sollen so eifrig fortgesetzt werden, daß die Aufführung noch im Jahre 1875 stattfinden könne.

Aus einem Sarge sprang in den letzten Tagen, wie wir im „Baloldal“ lesen, auf der Kerepeserstraße in Pest ein Scheintodter. Der Leichenzug bewegte sich auf der erwähnten Straße vorwärts; die Verwandten folgten, bittere Thränen vergießend, dem Trauerwagen. Der Zug war bereits in der Nähe des Rochuspitals angelangt, als in dem Sarge plötzlich ein intensives Geräusch entstand. Die Haare des Kutschers sträubten sich, die Pferde blieben, die Ohren spitzend, stehen. Plötzlich sprang infolge einer Kraftanstrengung des „Toten“ der Deckel des Sarges auf und die „Leiche“ flog mit einem kühnen Satz in die Mitte der Straße. Die Leidtragenden verließen natürlich sofort die Wagen; es entstand ein gewaltiger Volksauflauf, bis schließlich dem Lärm dadurch ein Ende gemacht wurde, daß man den wieder zum Leben Erwachten in einen Wagen setzte und nach Hause führte, während der Sarg zum Tischler zurücktransportirt wurde.

Dem Tischlermstr. Anton Fleißner in Sechshaus in Wien ging vor einer Woche seine Frau durch. Sie nahm ihren ältesten Sohn Karl, einen 13jährigen Knaben, mit sich und wandte sich nach Böhmen, ihrer Heimath. Fleißner hat im Ganzen fünf Kinder, von denen eines kaum ein Jahr, die andern acht, neun, zehn und dreizehn Jahre alt sind. Alle Kinder waren mit großer Liebe der Mutter zugethan und grämten sich sehr über deren Abwesenheit. Als Ursache der Trennung betrachteten sie ihren Vater und der achtjährige Friedrich und sein um ein Jahr älterer Bruder Raimund faßten einen Plan, der von einem abgefeimten Verbrecher nicht scheußlicher erdacht werden konnte. Sie beschloßen, ihren Vater zu ermorden, und zogen den zehnjährigen Bruder Josef in's Einverständnis. Heimlich stahlen sie ihrem Vater zwei Stemmeisen, schärften dieselben und setzten eine Nacht als geeignet fest, um den Vater im Schlafe zu ermorden. Friedrich sollte ihn mit dem scharfen Instrumente die Kehle durchschneiden, Raimund hingegen gleichzeitig das andere in den Bauch stoßen. Nun wollte es aber der Zufall, daß das jüngste Kind unruhig war und es Fleißner stets besänftigen und beruhigen mußte. Hierbei verging die Nacht, und erst gegen 7 Uhr Morgens schlief er ein. Auch die Brüder Friedrich und Raimund, die den Mordanschlag zuerst gemacht hatten, waren eine Stunde früher infolge der Müdigkeit eingeschlafen, denn während der Nacht waren sie stets auf der Lauer gewesen. Nur der Älteste, Josef, trotzte dem Schlafe.

Druck und Verlag von Friedrich May, redigirt unter Verantwortlichkeit von Emil May in Bischofswerda.

Er weckte nach 7 Uhr die Brüder und machte sie aufmerksam, daß jetzt der passende Augenblick zur Vollführung des Planes gekommen sei. Rasch sprangen sie aus dem Bette und schlichen mit den Mordwerkzeugen in der Hand an das Lager des Vaters. Eben waren sie im Begriff, das Verbrechen zu begehen, als der Vater, der leise und unruhig schlief und den vielleicht das Wimmern des kleinen Kindes geweckt hatte, aufwachte und vor sich seine Söhne mit Stemmeisen bewaffnet sah. Im ersten Augenblick wußte er nicht, was da vorging, wozu die Knaben mit den Instrumenten in der Hand an sein Bett herantreten. Diese, vom Vater in's Verhör genommen, erzählten rundweg, daß sie ihn haben ermorden wollen. Fleißner verfügte sich zum l. l. Bezirksgericht in Sechshaus und erstattete daselbst die Anzeige von dem unglaublichen Vorfalle. Die Knaben, welche von dieser Behörde geholt und einstweilen in Haft behalten wurden, sind geständig und berichten ohne Umschweife über den Grund ihres Mordanschlags und ihren Plan, sowie ihre Abneigung gegen den Vater.

(Eine neunfache Mörderin von vierzehn Jahren.) Sonnabend den 16. Febr., schreibt der „Balos“, fand im St. Petersburger Bezirksgericht die Untersuchung der geistigen Fähigkeiten eines vierzehnjährigen Mädchens statt, das beim Gattichnischen Erziehungsheime gedient und neun Kinder umgebracht hat. Vier derselben tödtete es, indem es ihnen zwei Finger in den Mund steckte, eines ertränkte es in einem Wasserbehälter und eines erschlug es mit einem Beil. Der letztere Fall führte denn auch zur Entdeckung der früheren Morde. Das Mädchen sieht kaum wie elf Jahre alt aus und ist außerordentlich roth im Gesicht. Während der Untersuchung erzählte es sehr ausführlich seine Mordthaten und, wie es schien, beschäftigten es sehr die Blasen, die aus dem Wasserfaß aufgestiegen waren, nachdem es sein wehrloses Opfer in dasselbe versenkt. Aus den Acten ergab sich, daß es außer den Morden an den Kindern auch versucht hatte, ein Kalb zu vergiften, was ihm aber nicht gelungen war. Da die Verbrecherin auf alle ihr vorgelegten Fragen vernünftig und ruhig antwortete, gelangten die Experten zu dem Resultate, daß sie einer längeren Beobachtung unterzogen werden müsse, weshalb sie dem Nicolai-Hospitale überwiesen wurde.

Musik.

Lanner-Album.

- 20 Walzer für Piano zu zwei Händen. Pr. 15 Sgr.
- 8 Walzer für Piano zu vier Händen. Pr. 15 Sgr.
- 12 Walzer für Piano und Violine. Pr. 15 Sgr.
- 20 Walzer für Violine-Solo. Pr. 10 Sgr.

Diese Sammlung der beliebtesten Walzer des berühmten Componisten, welche in Henry Witliff's Verlag in Braunschweig erschienen ist, empfiehlt sich den Freunden und Freundinnen der Tanzmusik in vielfacher Hinsicht. Nicht allein, daß darin die vortrefflichste Auswahl unter den schönsten Tanzweisen des Wiener Walzerkönigs geboten wird, sondern sie bringt dieselben auch in sehr leichten Arrangements, ohne daß dadurch der Originalität der Composition und der Harmonie der bekannte Reiz entzogen worden wäre und ist dabei die erste billige Lanner-Ausgabe.

Zah
Spr
Kna
eben
Kop
heiß

sagt
dreiz
noch
gewi

anfa
heim
Jst

wir
Sein
hier
hafti
eines
die
gestä
Geh
wür
schaff
und
wir
schni
hebur

was

giebt
die
könn
Gebä
durch
über
Knab
Dum
die
der